

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 97 (1971)  
**Heft:** 32

**Rubrik:** Die Seite der Frau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

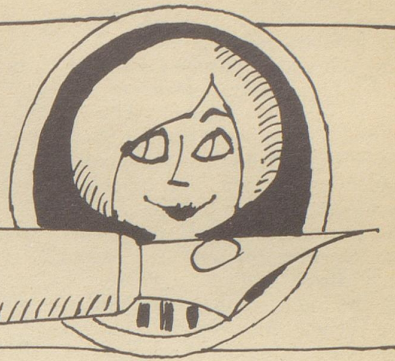
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Seite der Frau



## Minigangster oder die Polizei, dein Freund und Helfer

Ort des Geschehens: Ein Vorort der Stadt Bern.

Zwei neunjährige Buben suchen in dem kleinen, dorfnahe Waldchen nach Ameisenpuppen als Nahrung für die Eidechsen im Schulvivarium. Plötzlich werden sie von vier großen Knaben nach bester Wildwestmanier überfallen, richtiggehend geknebelt und weggeschleppt. Die völlig verängstigten Kinder haben keine Wahl. Ihre Augen sind verbunden, ihr Mund geknebelt. Zwischendurch wird der Mundknebel gelockert, damit sie «wählen» können, auf welche Weise sie aufgehängt werden wollen, ob kopfnach unten an den Füßen oder ob kopfnach oben mit dem Strick um den Hals. Das eine Opfer, ein kleiner Tscheche, spürt, daß die vier jungen Banditen keinesfalls zu Späßen aufgelegt sind und wählt deshalb das kleinere Übel. Kunstgerecht knüpfen sie ihn an den Füßen auf, wohl achtend, daß er mit den Händen nicht den Boden berühren und sich so abstützen kann. Der andere Bub, ein Schweizer, fürchtet sich entsetzlich und winselt, so gut es eben mit dem Knebel geht, um Gnade. Irgendwie, vielleicht bekamen es die vier Jungen plötzlich mit der Angst zu tun, konnten die zwei, völlig unter Schockwirkung stehenden Knaben entkommen. Die Spuren, welche die Seile und Schnüre an den Füßen des kleinen Tschechen hinterlassen hatten, redeten eine deutliche Sprache und ließen keinen Zweifel an der Schilderung der sadistischen Tat.

Was sollten die Eltern tun? Das Ganze geschah weder während der Schulzeit, noch auf dem Schulweg. Also waren weder Lehrer noch Schulkommission zuständig. Mein Mann konnte der Frau nur raten, die Sache der Polizei zu melden. Da die Mutter des tschechischen Jungen zufälligerweise meine Freundin ist, war es für mich selbstverständlich, daß ich sie zur Polizei begleitete. Aber dort kamen wir schlecht an. Mit solchen Lappalien gebe sich die Schweizer Polizei (!) nicht ab. Das Ganze

sei nichts weiter als ein Kinderstreich und die Polizei habe wahrhaft Wichtigeres zu tun. Da sie gerade Formulare ausfüllten, sah das schon fast glaubhaft aus. Der eine Polizist behandelte uns wie leicht Debile, wir wurden nicht einmal gebeten, Platz zu nehmen, und die Tschechin bekam deutlich, sehr deutlich zu spüren, daß sie hier in der Schweiz nichts zu rüsseln habe. Es fehlte nur noch die Aufforderung, doch wieder in die Tschechoslowakei zurückzukehren, wenn ihr hier etwas nicht behage. Als der Beamte aber dann erfuhr, daß das andere Opfer das Kind eines angesehenen Mannes im Dorfe war, schien die ganze Sache doch an Gewicht zu gewinnen. Ich schämte mich furchtbar.

Daß sich Gewalt und Terror schon in unsern Schulen breitmachen, ist bekannt. Daß aber die liebe Schweizer Polizei sich mit solchen «Lappalien» nicht hinter dem Ofen hervorlocken läßt, ist meiner Meinung nach bedenklich. Noch bedenklicher scheint mir allerdings, daß man eventuell bereit wäre, wenigstens zuzuhören, wenn es sich um ein Schweizer Kind handelt.

Ich wurde mit zwei Phänomenen konfrontiert. Einmal mit der gekonnten Brutalität und dem ausgefeilten Sadismus gewisser Kinder, dann mit der völligen Gleichgültigkeit der sogenannten Hüter der Ordnung. Nun gut – vielleicht wird jetzt der angesehenere Schweizer Vater etwas unternehmen, und

ganz gewiß wird den kleinen Unholden eine Lektion erteilt. Es ist nur himmeltraurig, daß erst ein Schweizer her muß, bis überhaupt die Sache auch nur zur Kenntnis genommen wird. Die Tschechen sind Flüchtlinge. Sie sind unsere Gäste. Sie passen sich an, sie lernen unsere Sprache, sie respektieren unsere Gesetze und sie bezahlen Steuern. Da dünkt es mich, daß sie auch die primitivsten Regeln der Menschlichkeit von uns hochwohlgeborenen Edelschweizern zu spüren bekommen sollten.

Sonst pfeife ich auf meine Schweizer Nationalität. Katja

## Die Anthropologie

Vor einer Woche fand ich etwas auf der StraÙe. Am StraÙenrand. Es schien sich, von hinten gesehen, um eine Frauensperson zu handeln, die sich einen billigen und oft gewaschenen Sarong um den Bauch gewurstelt hatte. Oben trug sie ein nicht besonders sauberes Turnerleibchen, ganz unten ein Paar veruschalpte Heilandsandalen. So angetan, mit einem wundervoll geflochtenen Korb auf dem Rücken, wanderte sie trostlos im strömenden Regen einher. Aufmachung und Gang paßten nicht auf eine nachmittägliche StraÙe in Sarawak, nicht einmal in einem Tropengewitter. Ich fuhr daher etwas langsamer, und sobald ich ihr Profil sehen konnte, fiel mir die Nase auf. Keine außerordentlich lange, aber im Fernen Osten fällt ein anständiges Riechorgan auf, wie mir die Tanten und Großmütter täglich beteuern. Item, ich nahm das Mädchen mit nach Hause, trocknete es einigermaßen und machte ihm heißen Tee. Und so nach und nach bekam ich eine nette Geschichte zu hören:

«Die junge Dame heißt Judy und ist Anthropologin. Da sie «Die Stellung der Frau in der Iban-Gesellschaft» studiert, hält sie es für nötig, sich äußerlich den hiesigen Verhältnissen anzupassen. So gründlich, daß sich meine Nichten nach einem Blick auf die seltsame Gestalt in die Küche flüchteten und vor Lachen schier ersticken wollten. Aber was sie herausgeforscht hat, ist wirklich interessant, und von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich mit: «Also wirklich, Frau Munan,



«... die Müllers haben eine Ferienhöhle in Benidorm, und wir versauern hier im Neandertal!»

das glauben Sie gar nicht! Mo-  
moll, ich glaube es schon, habe ich  
doch ihr Dissertationsthema für  
etliche Jahre am eigenen Leibe er-  
fahren. Sie konnte ja nicht wissen,  
daß die so freundlich lächelnden  
Mädchen, die den Tee brachten,  
meine Nichten sind, und daß ich  
ihr im inneren Raum meine ur-  
alte Schwiegermutter und deren  
noch ältere Schwester vorführen  
könnte. Sie hatte ihre Forschungen  
alle beendet und wollte demnächst  
mit Niederschreiben beginnen, da  
hielt ich es nicht für nötig, ihre  
Theorien noch einmal durch-  
einanderzubringen.

Was an der Iban-Gesellschaft be-  
sonders interessant und unglaub-  
lich ist, erzählte Judy mir, ist die  
komische Idee von Frauen- und  
Männerarbeit. Beim Reispflanzen  
zum Beispiel fällen die Männer die  
Bäume, aber die Frauen – und nur  
die Frauen – räumen Unterholz  
und Gras weg. Die Männer bren-  
nen das trockene Holz ab und ma-  
chen Saatlöcher mit langen Stek-  
ken, aber die Frauen streuen die  
Reiskörner hinein. Und dann beim  
Jäten ... und beim Ernten ... und  
alle, alle Hausarbeit ist den Frauen  
zugeeignet, selbst in der strengsten  
Saat- oder Erntesaison. Wenn es  
ein großes Fest gibt, so schlachten  
die Männer zwar die Schweine und  
holen trockene Aeste, aber die  
Frauen müssen alles selber kochen  
und sogar das Holz spalten. Und  
die Kinder festlich anziehen, das  
Reisbräu, die betrunkenen  
Männer mit Kaffee beleben oder,  
wenn das nicht mehr möglich ist,  
mit Woldecken warm zudecken,  
und für jede Welle neuer Besu-  
cher frischen Reis kochen ... Also  
das glauben Sie mir gar nicht!»

Ich habe mir das alles lange und  
ernsthaft überlegt. Anthropologin  
bin ich natürlich nicht, und dar-  
um verstehe ich es sicher nicht  
ganz richtig, aber man sollte Judy  
einmal in die Schweiz schicken.  
Sie könnte eine Berner Sonntags-  
tracht anziehen, damit sie äußer-  
lich den Verhältnissen angepaßt ist  
und die biedereren Eingeborenen  
nicht allzu sehr erschreckt, und  
dann könnte sie forschen.

Beim Härdöpfeln zum Beispiel,  
wer führt da Traktor oder Roß-  
pflug durch die Felder? Der Mann,  
selbstverständlich. Und wer  
pflotscht mit dreckschweren Gum-  
mistiefeln oder Holzböden hinter-  
her und läßt Härdöpfel um Härd-  
öpfel in die lehmige Furche fallen?  
Klar, das ist Frauenarbeit. Und  
wer jätet, wer häufelet, wer  
pflückt die wüsten Käfer von den  
Blättern? Ja, meine Herren Kol-

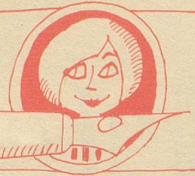
legen, das ist Frauenarbeit. Beim  
Heuen, beim Emden, bei der  
Ernte – Frauen- und Männerarbeit  
sind streng geteilt. Und selbst-  
verständlich müssen die Frauen  
auch während der strengsten Sai-  
son den Haushalt tüchtig führen,  
die Kinder betreuen. Und wenn im  
Winter – juhee! – die lustige Metz-  
gete kommt, wer ist da um Mitter-  
nacht noch am Herd und macht  
Blutwürste und Schwartenmaggen?  
Also, das glauben Sie gar nicht –  
die Frau!

Für Stadtbewohner haben die An-  
thropologen in der Regel nicht viel  
Verständnis, die sind weder boden-  
ständig noch primitiv. Aber in der  
Schweiz dürften sich selbst dort  
noch ein paar Kapitel für eine  
Doktorarbeit finden lassen. Was,  
und was ganz genau, der Mann tut  
(tun muß), wenn er aus dem Büro  
oder der Fabrik nach Hause  
kommt, und was der Frau zufällt,  
die möglicherweise tagsüber auch  
auswärts gearbeitet hat. Sogar den  
jungen und jüngsten Eingeborenen  
wird strikte eingeschärft, was sich  
schickt und was nicht. Selbstver-  
ständlich müssen alle Mädchen in  
die Arbeitsschule, und alle Buben  
müssen Geometrie und Algebra  
studieren. (Das war zur gleichen  
Zeit auf dem Stundenplan, als ich  
in die Schule ging, und die vier  
Mädchen in meiner Klasse, die un-  
weiblicherweise Geometrie lernen  
wollten, mußten dazu extra Erlau-  
bnis einholen.) Wenn sich ein  
Bub fürs Kochen interessiert oder  
Nähen? Hätte gerade noch ge-  
fehlt, so ein Blöoterli!

Aber ich komme da vom Thema  
ab. Es handelt sich schließlich um  
die Anthropologie, und die wilden  
Eingeborenen von Borneo, fern im  
Osten. So habe ich denn Judy  
nichts gesagt von der Schweiz,  
außer vom Schnee und den Uhren  
und dem Matterhorn. Als sorgfäl-  
tig erzogene Eingeborene aus be-  
sesserer Sippe weiß ich schließlich,  
was sich schickt! Heidi

Also, Heidi, bei uns taget es wirk-  
lich ein wenig, besonders in städti-  
schen Verhältnissen. Du solltest viel-  
leicht wieder einmal heimkommen.  
Bethli

# Die Seite der Frau



## Warum nicht einmal den Spieß umdrehen?

Wie ist es, bekommt Ihr auch von  
Zeit zu Zeit von Eurer Haft-  
pflicht-, Mobiliar-, Glasbruch-,  
Brand- oder Unfallversicherung  
eine um 200 bis 300 Prozent er-  
höhte, neue Police, obschon der  
alte Vertrag noch viele Jahre wei-  
terläuft? Mit verstecktem Klein-  
geschriebenem, man könne die Po-  
lice zurücksenden, falls man die  
neue, viel bessere unvernünftiger-  
weise nicht unterschreiben wolle?  
Eine richtige hinterlistige Bauern-  
fängerei! Das letzte Mal bin ich  
einfach geplatzt und habe der Ver-  
sicherung ungefähr folgendes ge-  
schrieben:

Liebe, notleidende Versicherung!

Nein, ich möchte nicht, daß Sie  
den Beitrag unserer ...-Versiche-  
rung um 300 Prozent erhöhen,  
selbst wenn Sie mir versprechen,  
daß künftig das Auf-den-Erbsli-  
Ausrutschen, eine Kühlschranks-  
explosion, Krampfadern bei unserm  
Büsi, Töfflifahren, Dauerjassen und  
Ertrinken im leeren Stausee künf-  
tig auch «gedeckt» werden. Ich  
nehme nicht einmal Ihr tränendrü-  
senstrapazierendes Gejammer von  
den ach so hoch angestiegenen  
Leistungen und Spesen ab. Wenn  
heute überhaupt jemand Grund  
hat zu jammern, dann bestimmt  
zuerst die Rentner, Privatleute,  
Kleingewerbler und vor allem die  
Bergbauern, deren Einkommen der  
galoppierenden Inflation ganz be-  
denklich hinten nachhinkt! Privat-  
leute, denen schonungslos alle  
Preise von der Brieftaxe über die  
Versicherungspolice zum Bahn-  
abonnement, von Kleidung und  
Lebensmitteln ganz zu schweigen,  
fast täglich gnadenlos hinaufge-  
schraubt werden. Nein, mit einer  
Versicherungsgesellschaft habe ich  
zu allerletzt Erbarmen. Ueberlegen  
Sie sich einmal, ob Sie das Schrei-  
ben nicht besser anders aufgesetzt  
hätten, etwa so:

«Liebe Familie Müschterli!

Wir gratulieren Ihnen! Nun sind  
Sie 20 Jahre bei uns Kunde und  
haben die Versicherung kein ein-  
ziges Mal beansprucht! Wir haben

wegen der Prämien kein einziges  
Mal mahnen müssen! Danke. Es  
geht uns wider den Strich, immer  
und immer wieder Geld für etwas  
zu nehmen, ohne je etwas dafür zu  
geben. Wir möchten doch abends  
noch in den Spiegel schauen dür-  
fen!

Wir haben deshalb beschlossen, Ih-  
nen als «Jubiläumskunden» 20  
Prozent der bisher einbezahlten  
Prämien zurückzubehalten, und  
wir werden Ihnen auch künftig  
jede fünfte Jahresprämie erlassen.  
Das Geld wird Ihnen gleichzeitig  
überwiesen. Wir sind überzeugt,  
daß Sie gerade in der Zeit unbe-  
gründeter und nicht mehr en-  
dender Preisaufschläge unseren Zu-  
stuf gut gebrauchen können. Wir  
hoffen, daß Sie unserer Gesell-  
schaft auch künftig ... usw.»

Nun, welche Gesellschaft oder  
Firma macht als erste ernst mit  
dem Preisstop? Dies fragt sich im  
Namen vieler Leidensgenossinnen

Ingrid

## Aufklärung

Dies geschah zu einer Zeit, da die  
Kinder viel naiver und gutgläubi-  
ger waren als heute. Mein jüngster  
Sohn stand kurz vor seinem ersten  
Schultag. Er war ein sensibles,  
träumerisches Kind, so ganz an-  
ders als seine älteren Brüder, und  
ein leises Unbehagen beschlich mich  
beim Gedanken an die Art und  
Weise, auf welche er nun die Här-  
ten des Lebens kennenlernen wür-  
de. Vor allem traute ich der «Auf-  
klärung» durch robustere Schul-  
kameraden nicht. Besser vorbeu-  
gen, dachte ich, und fing eines  
Morgens, als wir allein waren, mit  
meiner Lektion an. Ostern stand  
vor der Tür, und so war der Oster-  
hase ein gegebenes Objekt. Er  
glaube doch sicher nicht mehr an  
ihn und daß er Eier färben und  
verstecken könne, fragte ich vor-  
sichtig. Verwirrt und leicht ent-  
täuscht schaute mich mein Sohn  
an, gab aber keine Antwort. Es  
sah so aus, als wisse er Bescheid  
und klammere sich bewußt noch  
an das hübsche Märchen. Der erste  
Schritt war getan, beim nächsten  
kam der Storch dran. Nur hoffte  
ich, daß der Bub selber darauf  
kommen würde, und fuhr behut-  
sam in meinem mütterlichen Auf-  
klärungswerk fort: «Waisch no en  
ander Tier, vo däm d Kinder glau-  
be, es bring eppis ganz Unmeeg-  
ligs?» Der Bub überlegte eine Weile,  
dann hellte sich sein Gesicht auf:  
«D Biene und der Honig!» rief er  
triumphierend aus. Marie Christine

# GEGEN SCHMERZEN

Auch vom schwachen Magen gut vertragen

Prompte Wirkung

Sofortiger Zerfall zu feinem Pulver in jeder Flüssigkeit



Erhältlich in Apotheken und Drogerien

Dr. WILD & Co. AG 4002 Basel